

Sonderdruck aus

Sprachverfall?

Herausgeber dieses Heftes:

Wolfgang Klein

Vandenhoeck & Ruprecht • Göttingen

Einleitung

Da macht ein Hauch mich von Verfall
erzittern.

Trakl

Der heilige Augustinus schreibt im achzehnten Kapitel des ersten Buches seiner „Bekenntnisse“: „Siehe, o Herr, in all Deiner Langmut, wie peinlich die Menschenkinder auf die Gesetze der Sprache und die Regeln der Buchstaben, die ihnen von andern übermittelt wurden, bedacht sind, während sie der von Dir empfangenen dauernden Unterpfänder des ewigen Heils vergessen. Wenn also einer... das Wort ‚Mensch‘ falsch ausspricht, so erregt er bei den Menschen mehr Anstoß, als wenn er gegen Dein Gebot seinen Mitmenschen, der doch sein Bruder ist, haßt.“

Dies ist in der Tat merkwürdig; was könnte belangloser sein, als ob ich schreibe „Mensch“ oder „Mänsch“, als ob ich sage „frug“ oder „fragte“. Aber wir sind geneigt, der Einhaltung solcher Regeln außerordentliches Gewicht beizumessen. Es ist reputierlicher, einen Unsinn in korrekter Form zu schreiben, als etwas Falsches mit Rechtschreibfehlern und Krammatikschneidern. Es hilft wenig, sich dies bewußt zu machen. Neuerdings hört man immer häufiger, daß nach der Konjunktion „weil“ keine Nebensatzreihenfolge eingehalten wird; man sagt: „weil Peter kann erst gegen Abend kommen“. Vom Standpunkt des Sprachwissenschaftlers ist dies eine außerordentlich interessante Entwicklung. Die Entstehung der heute geltenden Wortstellungsmuster in Haupt- und Nebensatz ist ein langwieriger, sehr verwickelter und nicht völlig geklärter Prozeß, und was könnte interessanter sein, als eine solche Entwicklung, die sich sonst nur unvollkommen in den historischen Zeugnissen widerspiegelt, *in vivo* zu beobachten. Trotzdem schneidet's mir ins Herz. Es ist eine Veränderung, eine interessante, eine, die niemandem schadet, aber sie soll nicht sein - sie ist eine Veränderung, eine Veränderung zum Schlechteren: dies jedenfalls ist die erste, spontane Reaktion. Sie ist ein Beispiel für den Sprachverfall.

Die Vorstellung vom Sprachverfall ist ein Mythos. Sprachen verändern sich im Lauf der Jahrhunderte - Gott sei Dank, denn dieser Umstand setzt einen großen Teil der Sprachwissenschaftler in Brot. Aus irgendwelchen Gründen sind wir geneigt, diese Veränderungen nicht neutral zu betrachten, sondern sie zu bewerten: in der Vergangenheit oft als Entfaltung und Fortschritt, in der Gegenwart als Entartung und Verfall. Es ist, als sei die Sprache ein lebendiges Wesen, das wächst, blüht und gedeiht, mit einiger Pflege und bei sorgsamer Überwachung in ihrem Stand erhalten wird und schließlich, ständig von Verfall und Siechtum bedroht, allmählich darniedersinkt. Das ist ein seltsames Bild, denn so ein Lebewesen gibt es nicht. Die Sprache, das ist die Art und Weise, wie die Leute reden,

oder wie die Grammatiker meinen, daß die Leute redeten. Aber wir können dieses Bild - einen der Mythen, die unsere Betrachtung der Welt bestimmen - schwer los werden.

Dieses Heft beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten des Sprachverfalls oder dessen, was man dafür hält - mit ebendiesem Mythos im Rahmen anderer sprachlicher Mythen (Klein), mit der Geschichte der Idee, daß die Sprache früher besser war, bei den Grimms und bei Schelling (Ehrismann), mit dem Verfall von Dialekten und Sonderformen und der damit verbundenen Einebnung (Mattheier), mit alten und neuen Auffassungen vom Solözismus (Ehlich), mit der Vorstellung, Sprachenmischung und Codewechsel seien Symptome des Verfalls (Romaine), schließlich mit der Sorge derer, die über den Verfall bekümmert und verwirrt sind, und dem Trost, den die Wissenschaft ihnen geben kann (Brandstetter).

Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen

Der Sineser hat sich durch seine steife Einsilbigkeit den Weg zu aller weitem Kultur verschlossen; aber die Sprache des Huronen und Grönländers hat alles in sich, sich zu der Sprache eines Plato oder Voltaire zu erheben.

Adelung, Mithridates, 1806,
p.XXV

1. Einleitung

Wir sind geneigt, diese Ansicht Johann Christoph Adelungs wie auch die dahinter stehende Betrachtungsweise für nicht bloß falsch, sondern für eine unwissenschaftliche zu halten. Immerhin: Adelung gilt als der bedeutendste deutsche Sprachwissenschaftler vor den Grimms. Goethe hielt ihn für einen Pedanten, aber für einen großen Gelehrten. Das Zitat findet sich in der Einleitung zu seinem Hauptwerk, in dem er eine Fülle von Sprachen betrachtet und einen wenn auch kurzen Text, das Vaterunser, in hunderten von Sprachen und Dialekten anführt und vergleicht; seine Kenntnisse waren sicher beschränkt, gemessen am heutigen Stand des Wissens, aber wahrscheinlich immer noch breiter als die der meisten unter uns, und was ihre Oberflächlichkeit angeht, so bin ich mir nicht ganz im klaren, ob unsere heutigen sprachvergleichenden und sprachtypologischen Untersuchungen allemal so viel tiefer bohren; es gibt einige Fälle, die eher auf das Gegenteil deuten. Und schließlich zeichnet sich ja, der allseits so beifällig aufgenommenen Wissenschaftstheorie Sir Poppers zufolge, das wissenschaftliche Vorgehen eben dadurch aus, daß es mit starken Hypothesen und Theorien arbeitet, die sich dann, da eine Verifikation nicht möglich ist, möglicherweise falsifizieren lassen - dies umso besser, je stärker sie sind. So gesehen war Adelung ein wirklicher Wissenschaftler nach modernsten Maßstäben, denn sichtlich hat er klare Worte und eindeutige Festlegungen nicht gescheut. Aber natürlich sind wir gar nicht gewillt, seine These ernsthaft unter dem Gesichtspunkt von Verifikation und Falsifikation zu betrachten. Wir sehen sie als ein ebenso erheiterndes wie aus der Luft gegriffenes Werturteil an. ein Werturteil über die Struktur bestimmter Sprachen und ihre daraus rührende Tauglichkeit zur Erreichung eines hohen kulturellen Niveaus. Adelung stand natürlich nicht allein mit seiner Auffassung. Die Vorstellung, daß sich nur Sprachen wie Latein und Griechisch, stark flektierende Sprachen also, für höhere geistige Zwecke

eigneten, war jahrhundertlang nahezu unumstritten. Zu Adelungs Zeiten war immerhin Französisch neben sie getreten. Rivarols „Discours sur l'universalité de la langue française" war zwanzig Jahre zuvor in Berlin vom Preussenkönig, dessen Einschätzung des Deutschen bekannt ist, preisgekrönt worden. Aber das Argument war im Grunde dasselbe: Vermöge seiner besonderen Struktur - allerdings nunmehr nicht so sehr der flexivischen Eigenschaften, sondern der Wortstellung - kann das Französische unsere Gedanken besser spiegeln als andere Sprachen, wie etwa das Deutsche. Dieser Gedanke ist nicht von Rivarol. Er findet sich schon ein Jahrhundert zuvor in der Grammatik von Port Royal klar ausgesprochen. Zu Rivarols und Adelungs Zeiten war er Gemeingut; deshalb mögen sich andere Sprachen gut zum Ausdruck der Leidenschaften eignen, als Sprache des Geistes und der höheren Kultur taugen sie minder.

Diese Auffassung ist seither einer andern gewichen. Schon Jacob Grimm hat sie zumindest wesentlich verfeinert. Nicht nur, daß er beispielsweise das Englische - also eine Sprache, die praktisch überhaupt keine Flexion mehr hat und an steifer Einsilbigkeit dem Chinesischen sehr nahe steht - wesentlich höher veranschlagte als das Französische oder das Deutsche, er trennte insbesondere zwischen „geistiger" und „leiblicher" Vollkommenheit. So schreibt er in der Vorrede zu seiner „Geschichte der deutschen Sprache" (1854, S. 4): „Aus der geschichte der sprachen geht zuvörderst bestätigung hervor jenes mythischen gegensatzes: in allem findet absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, aufsteigen zu geistiger ausbildung". (Jacob Grimm stand zu dieser Zeit in seinem neunundsechzigsten Lebensjahr; daher vielleicht der „mythische" Gegensatz). An der Vorstellung, daß manche Sprachen besser, vollkommener seien als andere, hält er aber fest, bloß daß er eben unterschiedliche Formen der Vollkommenheit unterscheidet. Grimms Auffassung steht uns nicht mehr ganz so fern wie die Adelungs; trotzdem finden wir sie merkwürdig. Wieso soll man eine Sprache, die keine Flexionsendungen hat, für leiblich weniger vollkommen halten? Aber noch in neueren Sprachgeschichten ist es gang und gäbe, vom „Verfall" der Flexionsendungen beim Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen zu reden. Dies ist möglicherweise nur noch eine Redeweise, die nicht viel besagt. Im allgemeinen Bewußtsein geblieben aber ist die Vorstellung, daß Sprachen nicht bloß anders werden, sondern besser - dies freilich selten - oder aber schlechter, weil sie bestimmte Ausdrucksmittel aufgeben und dafür andere aufnehmen. So wird es als schlecht bewertet, wenn manche Sprecher des Deutschen den althergebrachten Konjunktiv II „ginge" durch die periphrastische Bildung „gehen würde" ersetzen, die seit einigen Jahrhunderten gebräuchliche Stellung des finiten Verbs im Nebensatz „weil ich leider keine Zeit habe" durch die dem Hauptsatz entsprechende „weil ich habe leider keine Zeit", das bewährte Wort „Treffen" durch ein neomodisches „meeting", um nur drei von vielen beklagten Beispielen zu erwähnen. Die Vorstellung, solche und ähnliche Veränderungen zeigten einen Verfall der Sprache an, ist natürlich nicht aufs Deutsche beschränkt, noch sind es bloß ein paar Beckmesser, die sie beklagenswert finden. Es dürfte, sieht man von

ein paar abgehobenen Linguisten, Außenseitern zweifellos, einmal ab, nur wenige geben, die, danach befragt, dieser Auffassung nicht beipflichten würden (oder meinetwegen „beipflichteten“). Daß solche Entwicklungen einen Verfall darstellen, steht für die meisten außer Frage. Nicht alle halten dies für gleich schlimm, und so sind auch die Formen, in denen sich die Überzeugung vom Sprachverfall bekundet, verschieden - von milden Glossen und geharnischten Leserbriefen über Akademietagungen bis zum großen zeit- und kulturkritischen Lamento. Die Vorstellung aber, daß es besser wäre, wenn diese Veränderungen nicht eintreten, ist nahezu allgemein und unangefochten.

Mir ist dies rätselhaft. Ich kann verstehen, daß man solche Entwicklungen häßlich findet; mir selbst gefallen nur wenige der Bildungen, die neuerdings in Gebrauch zu kommen scheinen. Aber die Vorstellung, die Sprache verfallende wie ein altes Haus oder ein alternder Körper und bedürfe der besonderen Hege und Pflege, scheint mir, jedenfalls auf den ersten Blick, vollkommen abwegig. Die Sprache, das ist doch kein Rosenstock, von dem man ab und zu ein paar Blattläuse, ein paar wilde Triebe entfernen muß, sondern es ist eine Menge von Gepflogenheiten - es ist die Art und Weise, in der Menschen miteinander reden. Diese Gepflogenheiten ändern sich im Laufe der Zeit, wie alle Gepflogenheiten, und jede einzelne Änderung kann man danach bewerten, ob sie unter diesem oder jenem Gesichtspunkt begrüßenswert, zweckmäßig oder schön ist. Aber etwas schon allein deshalb für schlecht zu halten, weil es früher anders war, beruht auf einem Wahn - dem Wahn vom Sprachverfall. Am schönsten formuliert hat diesen Wahn vielleicht Samuel Johnson in seinem bekannten Satz „Languages, like governments, have a natural tendency to degeneration“ im Vorwort zu seinem berühmten Wörterbuch von 1775. (Vgl. dazu auch den Aufsatz von Suzanne Romaine in diesem Band). So unverblümt würden sich heute wohl nur wenige äußern. Aber die Auffassung und die daraus rührende Argumentationsweise hat sich erhalten: Die Reihenfolge „weil ich habe leider keine Zeit“ ist nicht deshalb schlecht, weil sie schlechter zu verstehen wäre, umständlicher, regelloser oder was immer man an vernünftigen Gründen anführen könnte - und solche Gründe lassen sich bei vielen Veränderungen namhaft machen - sondern weil bisher war es immer anders. Wohlgedenkt: der Wahn liegt nicht darin, bestimmte Regeln und Ausdrucksweisen zu *bewerten*, sondern darin, sie allein schon deshalb für schlechter zu halten, weil sie nicht mehr so sind, wie sie bisher waren.

Nun könnte es dem Forscher, der sich mit der Sprache und ihren Gesetzmäßigkeiten beschäftigt, eigentlich (Füllwort) gleichgültig sein, was Feuilletonisten, Oberlehrer, Kulturkritiker und Verfasser praktischer Handreichungen zum rechten Sprachgebrauch sich so denken und woher sie ihre Wertvorstellungen nehmen. Aber das wäre, so scheint mir, aus zumindest drei Gründen falsch und anmaßend.

Zum einen findet sich die genannte Vorstellung bei vielen, die sich mit der Sprache mindestens ebenso gut auskennen wie die Sprachwissenschaftler, wenn auch

auf andere Weise, zum Beispiel bei den meisten Schriftstellern. Zum zweiten ist die hartnäckige Vorstellung vom Sprachverfall, so scheint mir, nur eine Komponente in einem Mythengeflecht - in einem unreflektierten Bild, das wir uns von der Sprache, ihrer Bedeutung und dem Gewicht sprachlicher Veränderungen machen. Und zum dritten bestimmt dieses Bild nicht nur die Wahrnehmung des Laien von der Sprache, sondern in zumindest einigen Aspekten auch die des Sprachwissenschaftlers.

Im folgenden will ich - freilich nicht allzu systematisch - einen Blick auf einige dieser Mythen werfen, insbesondere eben auf den vom Sprachverfall. Wie schon oben angedeutet, bin ich keineswegs der Auffassung, man könne nicht eine Sprache oder einzelne sprachliche Erscheinungen bewerten. Dies ist sinnvoll und wichtig. Da Kriterien der Bewertung eng mit dem Mythos vom Sprachverfall zusammenhängen, will ich im folgenden Abschnitt kurz erläutern, was ich für sinnvolle Kriterien der Bewertung halte.

2. Gute Sprache - schlechte Sprache

Im Vergleich zu Adelung und auch noch Grimm hält sich der moderne Sprachwissenschaftler mit Wertungen zurück. Das entspricht dem Trend in den Wissenschaften. Schließlich hat der große Brehm vor hundert Jahren vom Pavian noch deutlich gesagt, daß er von Aussehen ebenso häßlich sei wie von Charakter widerwärtig, während sich der moderne Biologe solche Urteile versagt und den bleichen Grottenolm ebenso hoch hält wie den schwarzen Panther oder die unscheinbare Tauffliege. Er macht aber immerhin Aussagen darüber, weshalb bestimmte biologische Eigenschaften ein Lebewesen zu bestimmten Zwecken tauglicher machen als andere - genau darum geht es in der Selektionstheorie. Ebenso sollte ein Sprachwissenschaftler im Prinzip in der Lage sein, Aussagen darüber zu machen, ob und weshalb sich bestimmte strukturelle Eigenschaften einer Sprache zu bestimmten Zwecken - etwa zum Ausdruck eines bestimmten Gedankens in einer bestimmten Situation - besser eignen als andere. Nur wenige Sprachwissenschaftler würden dies tun, und die es tun, werden von ihren Kollegen ähnlich eingeschätzt wie Adelung. Mit Recht - denn die Sache ist kaum erforscht und höchstens ein Gegenstand von Vorurteil und wilder Spekulation. Man kann aber immerhin einige grundsätzliche Überlegungen dazu anstellen. Dabei müssen zumindest zwei Fragen geklärt sein, nämlich erstens, was soll überhaupt beurteilt werden, und zweitens, was sind die Bewertungsmaßstäbe? Bewertet wird die Sprache. Aber dieser Ausdruck ist mehrdeutig. Man unterscheidet gewöhnlich zwischen mindestens drei Verwendungen, nämlich „Sprache“ im Sinne von „Sprachvermögen“, das jedem Menschen von Natur aus gegeben ist („Die Sprache zeichnet den Menschen unter allen Lebewesen aus“), im Sinne von „Einzelsprache“ wie Englisch, Deutsch, Latein usw. („Das Deut-

sche ist eine mäßig kultivierte Sprache"), und schließlich Sprache im Sinne von konkretem Sprechen in einer gegebenen Situation von „Sprachgebrauch" („Er führte eine lose Sprache"). Bewertet wird „Sprache" in all diesen Bedeutungen. Die recht grundsätzlichen Klagen der sprachanalytischen Philosophen über die Verhexung unsres Denkens durch die Sprache beziehen sich nicht so sehr auf die Eigentümlichkeiten einer Einzelsprache, sagen wir des Englischen oder Deutschen, sondern auf die Natur der menschlichen Sprache überhaupt. Das braucht uns hier nicht weiter zu interessieren. Adelung hatte in der Tat Einzelsprachen im Visier: Chinesisch, Huronisch, Grönländisch, Griechisch, Französisch, und er wog ihre strukturellen Eigenschaften gegeneinander ab. Die heutige Sprachkritik bezieht sich vorwiegend auf bestimmte Einzelheiten im Gebrauch, aber auch auf bestimmte strukturelle und lexikalische Eigenschaften von Einzelsprachen. Beides scheint mir im Prinzip sinnvoll: Man kann sowohl die Verwendung eines einzelnen sprachlichen Mittels in einer gegebenen Redesituation zum Gegenstand der Bewertung machen wie die Tauglichkeit dieses und anderer Mittel überhaupt. Beides ist aber auseinanderzuhalten. Es ist klar, daß auch von den besten Mitteln schlechter Gebrauch gemacht werden kann. Horovitz spielt auf einem Barpiano wahrscheinlich immer noch besser als unsereins auf dem Boesendorfer. Es scheint mir weiterhin klar, daß ein Mittel, wenn überhaupt, nur zu bewerten ist im Hinblick auf seinen möglichen Gebrauch. Gegenstand der Bewertung sind mithin sprachliche Mittel im Hinblick auf ihren *möglichen* oder ihren *realen* Gebrauch. Diese Mittel können entweder lexikalisch sein, also einzelne Wörter oder feste Wendungen, oder strukturell, also bestimmte Eigenschaften der Syntax (etwa die Wortstellung) der Morphologie (z. B. die Flexionsendungen), oder der Phonologie bzw. der Graphematik (wie Aussprache oder Rechtschreibung).

Soviel zum Gegenstand. Was sind nun die Bewertungsmaßstäbe? Mir scheint, es gibt zumindest vier Kriterien, über die im Grundsatz, nicht in der Entscheidung im einzelnen Fall, Einigkeit besteht. Es sind dies

1. Verantwortung gegenüber der Sache: Das, was ausgedrückt werden soll, muß so ausgedrückt werden (können), daß in der Tat ausgedrückt wird, was ausgedrückt werden soll.

Eine Sprache, deren Wortschatz bestimmte begriffliche Unterscheidungen nicht zuläßt, ist in diesem Punkt unzulänglich, und wenn die Preisgabe einer bestimmten morphologischen Unterscheidung, sagen wir der zwischen Irrealis und Conditionalis, dazu führt, daß der entsprechende begriffliche Unterschied nicht mehr gemacht werden kann, dann ist dies ein Verlust. Kein Verlust ist sie hingegen, wenn der Unterschied auf andere Weise, z. B. durch lexikalische Mittel, klargemacht werden kann.

2. Verantwortung gegenüber dem Hörer bzw. Leser: Eine Sache muß so ausgedrückt werden (können), daß sie der jeweils angesprochene Leser bzw. Hörer verstehen kann, und zwar möglichst gut und leicht.

Auch das scheint mir eine recht triviale Forderung. Manche Sprachphilosophen, etwa Searle und Katz, vertreten in der einen oder andern Weise die Auffassung, man könne in jeder natürlichen Sprache im Prinzip jeden beliebigen Sachverhalt ausdrücken. Mir hat dies nie recht eingeleuchtet; aber auch wenn es sich so verhalten sollte, wenn also der ersten Verantwortung jederzeit Rechnung getragen werden kann, dann ist immer noch die Frage, ob dieser Sachverhalt in der Tat halbwegs verständlich wiedergegeben ist. Es scheint mir einleuchtend, daß Sprachen wie Englisch, Russisch oder Chinesisch einen hinlänglich differenzierten Wortschatz haben, um den Inhalt der Kritik der reinen Vernunft wiederzugeben, nicht aber das Huronische, ungeachtet seiner sonstigen Vorzüge. Wenn daher eine sprachliche Veränderung dazu führt, daß zuvor leicht Ausdrückbares nun allerlei komplizierte Manipulationen erfordert, dann ist dies wiederum ein Verlust.

3. Verantwortung gegenüber den Musen. Was gesagt wird, soll nicht nur die Sache, die ausgedrückt wird, genau wiedergeben und für den jeweils Angesprochenen verständlich sein, es soll auch schön, elegant, witzig ausgedrückt sein, es soll gefallen.

Dieses Kriterium ist vielleicht weniger unumstritten, zumal die Meinungen darüber, was ihm genügt, weit auseinander gehen. Aber solange diese Relativität ausdrücklich zugestanden wird, scheint es mir eine durchaus billigenswerte Forderung. Wenn jemand sagt: „Die Reihenfolge ‚weil ich habe leider keine Zeit‘ ist schlecht, weil ich sie so häßlich finde“, dann läßt sich schwer etwas dagegen sagen, außer vielleicht, daß man diese Einschätzung nicht teilt. (Ich selbst würde in diesem Fall zustimmen). Bewertungen dieser Art können sich, wie die beiden andern, auf einen einzelnen Fall beziehen, einen gelungenen Satz, eine gelungene Wendung, aber auch auf die Sprache selbst. So klingt mir das Italienische schöner als das Chinesische, und dies werde ich mir nicht ausreden lassen. Aber ich habe nichts dagegen, daß jemand anderer Meinung ist.

4. Einfachheit: Das, was ausgedrückt wird, soll möglichst einfach ausgedrückt werden (können); insbesondere soll es möglich sein, *nur* das auszudrücken, was nach den ersten beiden Kriterien erforderlich ist.

Dieses Kriterium ist zunächst weniger einleuchtend, wenn es so abstrakt ausgesprochen wird. Ich will es deshalb an einigen deutschen Beispielen erläutern (Beispiele für andere Sprachen lassen sich leicht finden). Im Deutschen enthält jeder Satz mit dem finiten Verb eine Zeitkennzeichnung. Wir müssen sagen „Ich gehe/ging/werde gehen“ und müssen damit bezeichnen, ob die Handlung in der Gegenwart, der Vergangenheit, der Zukunft liegt. Andere Sprachen, wie etwa das Chinesische, haben diesen strukturbedingten Zwang nicht: eine Äußerung enthält einen solchen Zeitbezug oder auch nicht, je nachdem, ob es dem Sprecher tunlich scheint. Nun ist es in vielen Fällen auch sicher wichtig zu wissen, wann eine bestimmte Handlung geschehen ist. In andern Fällen ist dies aber nicht so,

oder es ist ohnehin klar. Wenn jemand eine Geschichte mit dem Satz einleitet: „Gestern ist mir doch auf der Hauptstraße etwas Merkwürdiges passiert“, dann steht fest, wann und wo sich das Geschehen zugetragen hat, und jede Wiederholung ist überflüssig. Das Deutsche läßt uns da aber keine Chance: wir müssen immer wieder, immer wieder angeben, daß die Geschichte in der Vergangenheit spielt. Wie absurd dies ist, wird deutlich, wenn man sich eine Sprache vorstellt, in der immer wieder, Äußerung für Äußerung, der Ort angegeben werden müßte, wenn auch in vager Form (der durch das Tempus ausgedrückte Vergangenheitsbezug ist ja sehr vage).

Nicht anders ist es mit der Genusunterscheidung, diesem Alptraum aller Deutschlernenden. Wir müssen für jedes Nomen markieren, zu welchem Genus es gehört, und haben dementsprechend eigene Flexionsformen. Man würde aber, gemessen an den beiden ersten der obengenannten Kriterien, nichts verlieren, wenn diese Unterscheidung aufgegeben würde, wie das Englische dies ja getan hat.

Ein drittes Beispiel sind die unterschiedlichen Kasusreaktionen bei Präpositionen. Es heißt „mit dem“, aber „ohne den“. Bei den Präpositionen „wegen, dank, trotz“ ist der Kasus umstritten und hin und wieder Gegenstand großer Aufregung bei den Sprachkritikern. Daß wir diese Unterscheidung haben und daher jedesmal machen müssen, trägt weder zur besseren Wiedergabe des Gedankens noch zur besseren Verständlichkeit bei: es ist einfach ein ererbter, von manchen gehüteter struktureller Zwang des Deutschen. Dies besagt keineswegs, Kasusunterscheidungen seien grundsätzlich überflüssig. In vielen Fällen sind sie sehr wichtig, aber eben nicht in den genannten: das Deutsche wäre einfacher, wenn man sie in ebendiesen Fällen aufgäbe.

Diese vier Kriterien scheinen mir einleuchtende, wenn nicht selbstverständliche Bewertungsmaßstäbe, und einer Sprachkritik, die für einen gegebenen Fall, für ein gegebenes sprachliches Mittel belegt, daß zumindest eines davon erfüllt ist, wüßte ich wenig entgegenzusetzen. In der Folge will ich diese Kriterien kurz als „Angemessenheit“, „Verständlichkeit“, „(subjektives) Wohlgefallen“ und „Einfachheit“ bezeichnen.

Bewertungen auf dieser Grundlage spielen in Wirklichkeit eine untergeordnete Rolle, obwohl sie sicher vorkommen und öfter noch dies vorgegeben wird. Gängiger aber sind Bewertungen, die anderen Maßstäben folgen, meist ohne daß dies ausdrücklich gesagt würde und oft sicher auch, ohne daß es den Urteilenden selbst bewußt wäre. Die wichtigsten dieser Maßstäbe sind:

5. Beharrung: Dies ist die schon erwähnte Vorstellung, daß es so sein soll, wie es immer war, wie es früher war, wie es ursprünglich war.

Ebendiese Einstellung liegt dem „Wahn vom Sprachverfall“ zugrunde. Ich komme darauf ausführlich im übernächsten Abschnitt zurück.

6. Ansehen der Sprecher: Bestimmte sprachliche Mittel werden deshalb als gut

oder als schlecht angesehen, weil sie von bestimmten Sprechern gebraucht werden.

Diese Einstellung äußert sich in verschiedenen Formen. Daß Goethe sich so ausgedrückt hat, ist allemal ein überzeugendes Argument.¹ Umgekehrt bezieht sich die negative Bewertung, die in Bezeichnungen wie „Gossensprache“ zum Ausdruck kommt, zunächst einmal auf die Sprecher und erst von da auf die Sprache, die sie vorgeblich benutzen.

7. Gesinnung: Der Gebrauch bestimmter sprachlicher Mittel wird als Ausdruck einer bestimmten - gewöhnlich einer schlechten - Gesinnung angesehen.

Dafür gibt es viele Beispiele. Die Ende der Fünfzigerjahre mit dem Buch „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“ von Sternberger, Storz und Süßkind einsetzende Diskussion ist eines der bekanntesten. Ein anderes, aktuelleres ist die Auseinandersetzung um „sexistischen“ Sprachgebrauch. Mit dieser Vorstellung verbunden ist oft der Gedanke, man könne die Gesinnung ändern, wenn man nur die Sprache ändert. Dies ist einer der Mythen, auf die ich zu sprechen komme.

Damit will ich diese Betrachtungen über Werturteile abschließen. Wir werden im folgenden wiederholt auf die einzelnen Bewertungsmaßstäbe zurückkommen.

3. Die Sprache ist ein Gegenstand

Die erste und offensichtlichste Voraussetzung der Sprachwissenschaft will, daß es eine Sprache gibt. Und gerade das ist unsicher. So wenig wie aus dem Vorhandensein von Theologie folgt, daß es einen Gott gibt,.... so wenig geht aus der gesamten Sprachwissenschaft die Gewähr hervor, daß es Sprache gibt. Zunächst gibt es tatsächlich keine, sondern nur das Sprechen: *mein* Sprechen, dein Sprechen, unser Sprechen von jetzt und hier, heute und gestern.

Karl Vossler (1960, S. 14)

Mit der Vorstellung von deutscher Sprache verbindet sich oft der Gedanke von etwas Einheitlichem, Festgefügtem, klar Umrissenem. Man denkt, es gäbe irgendwo „die deutsche Sprache“, die von den einzelnen Sprechern mehr oder minder gut beherrscht wird und umgekehrt auch eine gewisse Herrschaft über

1 Immerhin hat sich Roland Harweg (1973) nicht geschaut, einmal Thomas Mann seine schweren Verstöße gegen die Regeln der (Harwegschen) Textlinguistik um die Ohren zu hauen und einige Verbesserungen vorzuschlagen, die freilich bei Studenten (ich habe dies einmal in einem Seminar getestet) wenig Anklang zu finden scheinen. - Ich persönlich finde es im übrigen verlorene Zeit, an dem Mannschen Marzipanbäckerstil etwas verbessern zu wollen; aber das ist eine Bewertung nach Kriterium 3 „Wohlgefallen“, zu der ich niemanden bekehren möchte.

diese Sprecher ausübt. Diese Vorstellung, wiewohl selten ausdrücklich gemacht, ist weit verbreitet; aber sie ist höchst irreführend, der Keim jener Mythen, die das alltägliche und gelegentlich auch das wissenschaftliche Denken über Sprache und Sprachliches bestimmen. Die deutsche Sprache - und nicht anders ist es mit andern Sprachen - ist nichts, was irgendwo allgegenwärtig in den Wolken haust und über allen Sprechern waltet, wie ein gottgegebenes Gesetz. Was es tatsächlich gibt, ist das sprachliche Verhalten der Sprechenden (und schreibenden) Menschen, die andern ihre Gedanken und Wünsche übermitteln wollen. Erst durch eine Reihe von Abstraktionen kann man aus dem, was sie tun, auf ein geheimnisvolles Wesen wie „die deutsche Sprache“ gelangen, und es ist sehr wohl möglich zu sprechen, ohne diese Schritte je zu tun, sich unter das Walten dieser selbstgeschaffenen Instanz zu begeben.²

Zum sprachlichen Verhalten gibt es, so könnte man sagen, ein naives und ein sentimentalisiertes Verhältnis. In ersterem existiert „die Sprache“ nicht. Allen menschlichen Gemeinschaften ist es eigen, daß ihre Mitglieder miteinander sprechen. Sie tun dies nach gewissen Regeln, die eingehalten werden müssen, wenn die Sprechenden einander verstehen sollen. Für diese Regeln ist zweierlei charakteristisch:

1. Sie brauchen den Sprechern nicht bewußt zu sein, sind es gewöhnlich auch nicht. Ein Kind lernt nicht sprechen, indem man ihm Regeln beibringt, sondern indem es sich allmählich so verhält wie seine Mitmenschen. Die Regeln sind nicht Festlegungen, sondern unbewußte Gemeinsamkeiten im Verhalten.
2. Sie sind von Sprecher zu Sprecher zwar ähnlich - sonst wäre eine Verständigung nicht möglich - aber nicht völlig gleich. Das sprachliche Verhalten variiert innerhalb gewisser Spielräume, die eng sind, wenn die Betreffenden alltäglich miteinander reden, und umso weiter, je weniger dies der Fall ist.

Jede Sprachgemeinschaft hat insofern eine Sprache, als ihre Mitglieder eine bestimmte Art haben, miteinander zu reden. Dies ist aber nicht unser Begriff von Sprache. Die Art, wie die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft miteinander reden, kann z. B. mehrere „Sprachen“ (in unserem Sinn) einbeziehen. Unser Begriff von Sprache entsteht dadurch, daß das naive sprachliche Verhalten in einer Reihe von Schritten *vergegenständlicht* und *verrechtlicht* wird. Dies ist ein langwieriger und verzwickter Vorgang, zu dem zumindest die folgenden Stücke gehören:

1. Die einzelne sprachliche Erscheinung - der Gebrauch eines bestimmten Wortes
2. Als ich diesen Abschnitt geschrieben habe, da habe ich einige Minuten darüber nachgedacht, ob es im zweiten Satz „gebe“ oder „gäbe“ heißen muß (oder müsse). Ebendies ist die selbstgewählte Tyrannei, der man sich so schwer entziehen kann. Wohl könnte ich nachsehen, was die Verfasser irgendeiner Grammatik dazu meinen, aber deren Wort ist nicht das des Gesetzgebers, sondern dessen, der das arkane Gesetz auslegt. So ist unsere Vorstellung.

tes, eine bestimmte Ausspracheweise - muß zum Gegenstand der Betrachtung werden: man gebraucht das Wort nicht bloß, sondern reflektiert über seinen Gebrauch.

Man kann dieses Erwachen des „metasprachlichen Bewußtseins“ in Bezug auf einzelne Erscheinungen gelegentlich sehr schön bei Kindern beobachten, wenn sie ein Wort, einen Ausdruck nicht einfach gebrauchen oder übernehmen, sondern sich darüber wundern, daß man gerade so sagt.

Nicht alle sprachlichen Erscheinungen sind diesem Bewußtsein gleichermaßen gut zugänglich: es gibt auffällige und weniger auffällige Eigenschaften, schließlich auch solche, die normalerweise überhaupt niemandem bewußt werden und erst in einem Spätstadium dieses Reflexionsprozesses durch eine linguistische Analyse erschlossen werden.

2. Die einzelnen auffällig gewordenen Erscheinungen müssen als Teile eines in sich geschlossenen Ganzen empfunden werden.

Dies ist der entscheidende Übergang, daß es *eine* Sprache - *unsere* Sprache - gibt, die im Gegensatz zu allen andern Sprachen steht. Damit ist nicht mehr bloß das einzelne sprachliche Mittel, sondern „die Sprache“ zum Gegenstand der Reflexion geworden - freilich zu einem sehr unbestimmten; ein Gegenstand, dessen Gestalt noch sehr unkonturiert ist.

3. Es werden Entscheidungen darüber gefällt, welche sprachlichen Eigenschaften diesem Ganzen zugehören: die Sprache wird festgelegt.

An dieser Stelle verfestigt sich die diffuse Vorstellung, daß es ein Ganzes hinter den einzelnen Erscheinungen gibt, zum Mythos von einem klar umrissenen Gegenstand mit bestimmten, klar festgelegten Eigenschaften: der deutschen, französischen, englischen, grönländischen Sprache. Was wir haben, ist eine bestimmte sprachliche Erscheinung, die uns im sprachlichen Verhalten bestimmter Sprecher auffällig geworden ist. Was oder wer entscheidet darüber, ob diese Erscheinung zum unterstellten Ganzen, zur jeweiligen Einzelsprache, gehört oder nicht? Wir können nicht die Sprache selbst ansehen, denn sie *existiert* nicht vor der Entscheidung darüber, welche Eigenschaften ihr zukommen: Wir schaffen sie erst durch unsere Zuweisungen. Man könnte natürlich sagen: Alles, was die Sprecher einer bestimmten Gemeinschaft an sprachlichem Verhalten zeigen, das zählt zu ihrer Sprache. Dies würde jedoch zu einem ganz andern Sprachbegriff führen als jenem, den wir haben, wenn wir beispielsweise von „der deutschen Sprache“ reden. Das wird sofort deutlich, wenn man sich überlegt, was in diesem Sinn die Sprache der Bewohner von sagen wir Berlin wäre. Erstens werden dort - in unserem Sinne - mehrere Sprachen gesprochen, zweitens finden sich dort sehr unterschiedliche Formen, „des“ Deutschen wie Dialekte, Soziolekte, drittens gibt es eine Fülle von „Mischformen“ wie beispielsweise die Lernervarietäten von ausländischen Arbeitern oder den „Xenolekt“, in dem umgekehrt Auslän-

der gelegentlich von Einheimischen angedredet werden, usw. Man könnte natürlich auf die Idee geraten, manche Angehörige der Gemeinschaft auszuschließen; aber nach welchem Kriterium soll das geschehen - außer dem, daß sie kein „reines Deutsch“ reden. Gerade aber das soll gefunden werden.

In der Tat ist eine solche Eingrenzung auf bestimmte Sprecher eines der Mittel, mit denen die deutsche Sprache - und jede andere ebenso - auf den Weg gebracht wurde. Ein anderes besteht darin, sprachliche Erscheinungen, die erst seit einiger Zeit beobachtet werden, als nicht zur Sprache gehörig auszuschließen. Es gibt noch eine Anzahl weiterer; aber es würde uns hier zu weit abführen, auf die Peripetien dieser Entscheidungen darüber, was zur Sprache zu zählen ist, einzugehen. Der entscheidende Punkt ist dieser: Die Sprache ist nicht ein vorgefundener Gegenstand, der bestimmte Eigenschaften von sich aus aufwiese, sondern er kommt dadurch zustande, daß ihm diese Eigenschaften auf mehr oder minder willkürliche, mehr oder minder sinnvolle Weise zugeschrieben werden. Etwas anders gesagt: Die Grammatiker und Lexikographen bilden in ihren Arbeiten nicht die Sprache ab, sie erschaffen sie. Ihre Tätigkeit ist, mit Aristoteles zu reden, nicht apophantisch, sondern poetisch.

Das so Geschaffene nimmt seinen Ausgang natürlich, jedenfalls im normalen Fall, von tatsächlichem sprachlichen Verhalten; aber es löst sich davon ab und baut ein System von Regeln, die nun umgekehrt auf das sprachliche Verhalten zurückwirken. Dies bringt uns auf den letzten Schritt der Sprachbildung:

4. Die der Sprache zugewiesenen Eigenschaften gewinnen Rechtskraft.

Diese „Verrechtlichung“ ist ein schleicher Vorgang, mit selbsternannten Gesetzgebern und selbsternannten Richtern. Das Eigentümliche an diesem Vorgang ist nicht die kuriose Zufälligkeit, mit der die „Gesetze“ der deutschen Sprache festgelegt wurden - die Geschichte der deutschen Hochlautung ist ein besonders drastisches Beispiel - noch gar, daß überhaupt Normen für das sprachliche Verhalten festgelegt werden; dies ist, wenn es nicht übertrieben wird, sehr vernünftig, jedenfalls für manche Zwecke. Eigentümlich ist vielmehr, daß wir nie oder nur selten das Bewußtsein haben, es mit gesetzten Normen zu tun zu haben, die mehr oder minder glücklich festgelegt wurden und die wir befolgen können, aber nicht müssen, sondern mit den objektiven Eigenschaften der Sprache. Die aber gibt es nicht. Daß es heißt „weil ich leider keine Zeit habe“, nicht jedoch „weil ich habe leider keine Zeit“ ist keine Eigenschaft eines objektiv irgendwo existierenden Wesens „deutsche Sprache“, das in der Dudengrammatik (und andern Grammatiken) mehr oder minder gut, klar und vollständig abgebildet wird. Es gibt kein solches Wesen, und es heißt so, weil die Verfasser der Grammatiken dies so festgelegt haben.

Mir scheint, daß, um dies zu sehen, nicht allzuviel Scharfsinn vonnöten ist. Umso bemerkenswerter ist, mit welcher normativen Kraft diese Festlegungen zwar nicht unbedingt wirken, aber als bindend empfunden werden. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Wenn ich hier etwa Falsches schriebe, dann

würde dies wahrscheinlich weniger Anstoß erregen, als wenn ich hier „etwas falsches“ schriebe. Wir kommen auf dieses penible Normbewußtsein in Sachen Sprache im folgenden Abschnitt zurück.

Das Bild von „der Sprache“, wie wir es im Voranstehenden kurz skizziert haben und das in unser aller Kopf steht, ist das Bild eines Gegenstandes, dessen Eigenschaften festliegen und sich in Form eines Systems von Regeln beschreiben lassen. Dieses Bild bestimmt zumindest untergründig auch fast alle sprachwissenschaftlichen Theorien der Neuzeit, so sehr sich diese voneinander unterscheiden mögen. Ich will dies kurz an drei Beispielen erläutern.

Die Sprachwissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts hat nach Ansicht vieler ihren Ausgang von Ferdinand de Saussure genommen. Auch wenn diese Ansicht nicht unumstritten ist, so besteht kein Zweifel, daß seine Begrifflichkeit die weitere Entwicklung geprägt hat. Zentraler Untersuchungsgegenstand der Sprachwissenschaft ist nach Saussure die „langue“, das einzelsprachliche System (im Gegensatz zur Sprachfähigkeit, der „*language*“, und dem konkreten Sprechen, der „*parole*“); sein „*Cours de linguistique générale*“ (Saussure 1915, S. 317) schließt mit dem oft zitierten Satz „*la linguistique a pour unique et véritable objet la langue envisagée en elle-même et pour elle-même.*“ Diese „langue“ ist ein System von Zeichen, die sich in einem gewissen, durch Relationen verschiedener Art konstituierten Gleichgewicht befinden, und ebendieser Gedanke ist der Ausgangspunkt des Strukturalismus, der aus der Linguistik dann in eine Reihe anderer Disziplinen übertragen wurde.

Saussures Konzeption der „langue“ ist eine extreme Ausprägung des Bildes von der Sprache als vorfindlichem Gegenstand mit festen, gegebenen Eigenschaften. Wenn zutrifft, was oben über dieses Bild gesagt wurde, dann führt die Saussuresche Auffassung auf einen Holzweg. Es mag sehr wohl sein, daß sich einzelne, ja viele Bereiche des sprachlichen Verhaltens nach strukturalen Prinzipien beschreiben lassen. Aber es gibt nicht *das* vorfindliche Ganze, das sich im Sinne der „langue“, als eines „*système où tout se tient*“ (ein Ausdruck, der auf Saussures Kollegen Meillet zurückgeht) analysieren ließe. Es ist bezeichnend, daß dies auch in der Blüte des Strukturalismus nie jemand ernsthaft versucht hat; dies liegt nicht nur daran, daß es aufwendig wäre: es wäre ein sinnloses Unterfangen.

Der einflußreichste Sprachtheoretiker der letzten dreißig Jahre war sicher Noam Chomsky. In seiner Theorie - oder besser gesagt: in seinen verschiedenen Theorien - ist nicht die „Sprache“ der zentrale Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Forschung, sondern die „Kompetenz“ des Sprechers, d.h. sein implizites Wissen von der Sprache, im Gegensatz zu seiner „Performanz“, dem Gebrauch, den er von diesem Wissen macht. Dieses Wissen läßt sich in Form einer „generativen Grammatik“ beschreiben. Was zählt nun zu diesem Wissen, und wie kann man ermitteln, wie es aussieht, d. h. was soll der Linguist in seine Beschreibung der Kompetenz, eben in die generative Grammatik, aufnehmen? Kernstück der Grammatik ist die Syntax; ein Sprecher muß beispielsweise entscheiden können, ob eine bestimmte Wortfolge ein Satz der Sprache L, sagen wir

des Deutschen, ist. Dies ist nur eine - vergleichsweise uninteressante - Komponente des syntaktischen Wissens. Aber schon um diese Entscheidung treffen zu können, muß ein Prinzip festliegen, was die Sprache L ist und welche Eigenschaften sie hat, und weiterhin, daß der befragte Sprecher sie vollständig kennt. Das Bild von Sprache, das der Chomskyschen Konzeption von Kompetenz zugrundeliegt, ist gleichfalls das oben skizzierte, mit der aparten Variante, daß der Zugang zu diesem System über die intuitiven Urteile des Sprechers gesucht wird, damit nicht zuletzt über das, was man ihm *explizit* über diese seine Sprache, beispielsweise im Schulunterricht, beigebracht hat. Dies ist freilich kein prinzipielles, sondern ein methodisches Problem.

In seinen neueren Schriften hat Chomsky eine interessante Wende vollzogen; demnach ist die Sprache selbst als linguistischer Gegenstand gänzlich uninteressant; interessant und im eigentlichen Sinne „real“ ist lediglich die Grammatik, das, was der Sprecher im Kopf hat, und hier insbesondere die universalen Eigenschaften, die allen Grammatiken gemeinsam sind. Mir scheint, daß diese Auffassung die erste explizite Sprachtheorie ist, die nicht auf dem Bild von der Sprache als mit bestimmten, festliegenden Eigenschaften ausgestattetem Gegenstand fußt. Freilich wirft sie sofort andere Probleme auf, insbesondere dann, wenn man nicht *nur* an universalen Eigenschaften interessiert ist. Wir können dies aber hier nicht weiter verfolgen. (Vgl. dazu Chomsky 1982).

Damit beschließe ich diesen kurzen Blick auf die Wirkungen, die das beschriebene Bild von der Sprache für die Sprachwissenschaft, insbesondere aber für die linguistische Theoriebildung hat, und komme auf den Mythos vom Sprachverfall zurück, den wir nun im Lichte dieser Vorstellung von „Sprache“ betrachten wollen.

4. Die Sprache verfällt

Das Bedürfnis schafft sich sein Organ.
Karl Marx

Die Vorstellung vom beständig drohenden, nur durch sorgsame Überwachung und Pflege aufhaltensamen Sprachverfall kann man in einen unstrittigen und in einen anfechtbaren Bestandteil auflösen, nämlich in die Überzeugung, daß sich die Sprache beständig verändere, und die Überzeugung, daß diese Veränderung in der Regel zum Schlechteren sei. Daß letzteres anfechtbar ist, liegt auf der Hand; wir hatten schon davon die Rede. Aber auch die nicht kontroverse Ansicht, daß sich die Sprache ständig verändere, ist zumindest unklar. So ist diese Redeweise schon eigen; die Sprache verändert sich nicht: sie wird allenfalls verändert. Nun ist dies vielleicht wirklich nicht mehr als eine Redeweise; indessen entspricht sie zumindest bei manchen nicht nur der Vorstellung einer souveränen Sprache mit ihren eigenen Gesetzen, sondern der vagen Idee, diese Sprache sei

eine Art lebendigen Wesens, das nach Gesetzen der organischen Natur wächst, blüht und schließlich verfällt. Mit dieser Idee will ich mich nicht weiter auseinandersetzen. Nehmen wir es als eine bloße Redeweise, daß sich die Sprache verändert. Diese Redeweise kann zweierlei bedeuten:

1. Die Leute reden anders als zuvor, d. h. nicht die Sprache, sondern das sprachliche Verhalten einzelner Sprecher wird anders.
2. Die Ansichten darüber, welche Eigenschaften „der“ Sprache zuzurechnen sind, werden andere, oder wie man es, im gängigen Bild befangen, versteht: die Sprache selbst wird anders.

Ich will diese beiden Arten der Veränderung als „Gebrauchsänderung“ und als „Sprachänderung“ bezeichnen. Beide hängen oft, aber nicht notwendig, miteinander zusammen. Dabei geht entweder eine Gebrauchsänderung voraus und führt, mit Reibungen und Widerständen, zu einer Sprachänderung; nur bei dieser Reihenfolge pflegt man von Sprachverfall zu reden. Oder aber es wird eine Sprachänderung vorgenommen, von der man annimmt oder erhofft, daß sie nach einer Weile, vielleicht mithilfe geeigneter Sanktionen, auf den Gebrauch durchschlägt; das ist der Fall bei Sprachplanung und expliziter Normierung. Diese Reihenfolge wird gewöhnlich als Fortschritt angesehen, weil sie zu größerer Reinheit, Klarheit und Einheitlichkeit führt, wie beispielsweise bei der Einführung einer einheitlichen - vielleicht idiotischen, aber einheitlichen - Rechtschreibung oder einer „Hochlautung“.

Blieben wir einen Augenblick bei diesem Fall. Daß eine einheitliche Rechtschreibung wünschenswert, wenn nicht notwendig ist, scheint uns allen selbstverständlich, auch wenn die Art, wie sie im Einzelnen geregelt sein mag, Anlaß zu Einwänden geben mag; so ist die deutsche Rechtschreibung in vielerlei Hinsicht unzweckmäßig, wenn auch nicht so unzweckmäßig wie die englische; aber dies ist kein Einwand gegen die einheitliche Regelung. Die Festigkeit dieser Überzeugung steht in bemerkenswertem Gegensatz zur Unwichtigkeit der Rechtschreibung. Im zweiten Abschnitt habe ich einige Kriterien der Bewertung sprachlicher Ausdrucksmittel diskutiert, die mir einleuchtende Maßstäbe zu sein scheinen: Angemessenheit gegenüber der Sache, Verständlichkeit, Wohlgefallen, Einfachheit. Es ist klar, daß man beim „Wohlgefallen“ verschiedener Auffassung sein kann, aber im übrigen wäre es nach keinem der Kriterien ein Schade, wenn man es jedem freustellen würde, „nützlich“ oder „nützlich“ oder „nützlich“ zu „schreiben“ oder zu „schraiben“ oder zu „shraiben“. Die Klarheit des Ausgedrückten würde darunter nicht leiden. Es mag Fälle geben, in denen die Verständlichkeit betroffen ist, beispielsweise weil es zu Mehrdeutigkeiten kommen könnte; aber diese Probleme sind marginal; die Verständlichkeit kann von vielem abhängen, aber zum wenigsten von strenger Befolgung einheitlicher Rechtschreibung; auch ist noch niemand auf die Idee gekommen, „Strauß“ und „Straus“ zu schreiben, um der unseligen Mehrdeutigkeit dieses Wortes zumindest in der Rechtschreibung abzuhelpen. Und schließlich versteht sich, daß eine

Lockerung der Rechtschreibung dem Sprecher (oder Schreiber) weniger strukturelle Zwänge auferlegen würde, daß eine strenge Regelung unter dem Gesichtspunkt der „Einfachheit“ also ein Nachteil ist.

Dies könnte so verstanden werden, als hielte ich die Rechtschreibung für unsinnig. Das ist aber falsch. Irrational ist vielmehr die Vorstellung, man müsse die Rechtschreibung streng befolgen. Wenn man vom andern verstanden werden will, muß man sich an bestimmte Regeln halten; aber wenn das Verständnis nicht bedroht ist, dann kann man machen, wozu man lustig ist. Dies ist aber nicht unsere Vorstellung: wir müssen „schreiben“ statt „schraiben“ schreiben, nicht weil ersteres verständlicher wäre, sondern weil *die Regeln der deutschen Sprache dies vorschreiben*. Es scheint mir bemerkenswert, daß die „Rechtswirkung“ gerade der Rechtschreiberegeln von uns allen, nicht nur von Oberlehrern, so bindend empfunden wird, viel stärker als beispielsweise Regeln für den Wortgebrauch, obwohl ein Wort „falsch“ zu schreiben für den der Sache gemäßen Ausdruck wie für die Verständlichkeit viel weniger bedrohlich ist als der Gebrauch eines Wortes in einer nicht ganz richtigen Bedeutung. Dies liegt zum einen wohl darin, daß bei der Rechtschreibung die Festschreibung weiter fortgeschritten ist: sie ist behördlich. Zum andern aber hat es seinen Grund darin, daß der falsche Gebrauch eines Wortes sich selbst straft, während bei der Rechtschreibung die bindende Kraft nur zum geringsten aus sachlichen Gründen rührt. Die Norm ist nicht aus sich selbst heraus einsichtig; sie gewinnt ihre Kraft nur daraus, daß die Wichtigkeit ihrer Einhaltung zu einer Selbstverständlichkeit wird und Verstöße stark sanktioniert werden. Ebendavon sind wir alle durchdrungen, und daran werden auch diese Zeilen nichts ändern. Wo kämen wir da hin, wenn jeder orthographische Fehler machen dürfte? Die Wahrheit ist, daß sich nichts ändern würde, außer daß die Kinder, und nicht nur sie, es im Leben etwas leichter hätten.

Kommen wir nun zur andern Veränderungsrichtung, die vom „Gebrauch“ zur „Sprache“ führt und in so vielen Fällen als Verfall empfunden wird. Das Szenario dieses Vorgangs ist oft nicht ohne groteske Züge: Der Gebrauch ändert sich im Hinblick auf irgendeine sprachliche Eigenschaft, z. B. sagen immer mehr Leute „wegen dem“ statt, wie früher „wegen des“ (oder „trotz des“ statt wie früher „trotz dem“). Dies wird getan, nach einer Weile bemerkt und sanktioniert - von den Lehrern, die es anstreichen, von den Sprachkritikern, die es bemäkeln; diese Maßnahmen reichen nicht, die Leute bleiben dabei; manche tun es einfach, andere werden verunsichert, es kommt schließlich zu Fragen wie: „Ist dies schon Deutsch? Darf ich so sagen? Darf der Lehrer es überhaupt anstreichen?“ Wer ist nun der Richter, der über diese Fragen befindet? Es gibt keinen. Es gibt insbesondere keinen Entscheidungsgrund, kein inneres Gesetz der Sprache, das man befragen könnte. In dieser schwierigen Lage sind verschiedene Handlungsweisen möglich. Die erste und ehrlichste wäre es zu sagen: „Das weiß niemand; das kann auch niemand wissen, weil es gar nicht feststeht. Macht, was ihr wollt!“ Diese Antwort verträge sich aber nicht mit dem Bild von Sprache, wie wir es in

Abschnitt 3 umrissen haben. Deshalb würde sie von den wenigsten als befriedigend angesehen werden.

Die zweite besteht darin, einen Richter zu benennen, gleichsam einen Papst, der die Sache souverän entscheidet, also ohne weitere Begründung befugt ist festzulegen: „Es heißt weiterhin ‚wegen des‘ in der deutschen Sprache.“ Dies wäre ein sehr praktisches Verfahren. Aber zum einen verträgt es sich auch nicht ganz mit unserem Bild der Sprache, nach dem die Sprache ihre Macht aus sich selbst hat; und zum andern: Woher nimmt dieser Papst seine Autorität? Wir wären geneigt, diese Autorität vielleicht einem vorzüglichen Kenner der Sprache zuzubilligen; aber Kenner der Sprache heißt nur, daß dieser weiß, wie es früher war, wie es anderswo ist, wie Goethe geschrieben hat, nicht: wie die Sprache ist. Auch die Entscheidung eines Kenners ist eine Setzung.

Die dritte Auffassung wäre es, eine Entscheidung über die oben erörterten Kriterien „Angemessenheit, Verständlichkeit, Wohlgefallen, Einfachheit“ zu suchen. Aber auch dies entspräche nicht dem gängigen Bild der Sprache, obwohl dieses Bild vielleicht sich nicht so zwingend auf unser Bewußtsein legt, als daß solche Überlegungen nicht Gehör fänden. Zum andern aber brächten diese Kriterien in vielen Fällen keine Entscheidung; ob man „wegen dem“ oder „wegen des“ sagt, ist unter dem Gesichtspunkt der Angemessenheit, Verständlichkeit und Einfachheit völlig gleichgültig, und was einem besser gefällt, ist Ansichtssache, kann auch nicht zur Entscheidung hinzugezogen werden (es sei denn, dieses Wohlgefallen ist allgemein).

Es bleibt eine vierte Möglichkeit, und dies ist, die Einstellung einzunehmen: „Es soll so bleiben, wie es immer war, denn so ist es gut“. Daraus ergeben sich die Antworten; zur Not muß man eben sehen, wie es früher war, vielleicht ganz früher, vielleicht im Althochdeutschen oder in der Etymologie. Es ist diese Einstellung, die dazu führt, jede Veränderung als Verfall anzusehen; deshalb muß ihre Übernahme vom Gebrauch in die Sprache abgelehnt werden, und deshalb muß, gemäß der bindenden Kraft der Sprache, ein solcher Gebrauch bekämpft werden: er entspricht nicht der Sprache, deshalb ist er verwerflich.

Diese Haltung ist gewöhnlich nicht so entschieden, wie sie oben beschrieben wurde; insbesondere ist sie oft nicht kategorisch, sondern läßt begründete Ausnahmen zu: „Es soll so bleiben, wie es war, es sei denn, es läßt sich nachweisen, daß eine bestimmte Bildweise nach diesem oder jenem Maßstab in der Tat besser ist.“ Dabei sind die Kriterien dafür, wann ein solcher Nachweis als geführt gilt, wiederum unterschiedlich stark, und die Maßstäbe selbst sind verschieden.

Man kann nun weiter fragen, woher diese Einstellung rührt. Das ist nichts anderes als zu fragen, woher der Mythos vom goldenen Zeitalter kommt, dieser Mythos, an den wir zwar nicht glauben, weil wir wissen, daß es früher nicht besser war, der aber in uns allen wirkt und uns die Vergangenheit besonnt, manchmal jedenfalls.

5. ... die Uhr anhalten, weil die Zeit so schnell verrinnt

Wir haben im vorstehenden einen Blick auf einige der Mythen geworfen, die die Vorstellung vieler von Sprache und Sprachlichem in stärkerem oder schwächerem Maße bestimmen. Es gibt andere solche Mythen, zum Beispiel den zu jenem vom Sprachverfall eher gegenläufigen, daß sich die Gesinnung, die Denkweise in der Sprache niederschläge und daß man, um jene zu ändern, diese ändern müsse. Ich glaube, daß ersteres gelegentlich zutrifft, obwohl ich auch glaube, daß man mit jeder Sprache Dummes und Kluges, Gemeines und Edles, Richtiges und Falsches sagen kann: die Form, in der man ausdrückt, was man sagen möchte, ist sicher nicht unwichtig. Aber wir, die wir viel mit der Sprache zu tun haben, überschätzen vielleicht doch ihre Bedeutung für das Denken und für das Leben ein wenig.

Was aber das zweite angeht, nämlich eine bestimmte Denkweise über eine Änderung der Sprache ändern zu wollen, so scheint mir dies ein ziemlich sinnloses Unterfangen. Die Sprache zeigt uns hin und wieder etwas an, das uns mißfällt, aber es hilft wenig, den Zeiger zu verbiegen. Es ist dies zugegebenermaßen eine natürliche Neigung, so wie es vielleicht eine natürliche Neigung sein mag, den Unglücksboten hinzurichten oder zumindest zu hassen; aber es beseitigt nicht das Unglück. So glaube ich zum Beispiel, um es an einem bekannten Fall zu illustrieren, daß die Frauen bei uns, wie in vielen Gesellschaften, in mancherlei Hinsicht entschieden benachteiligt sind. Ich glaube aber nicht, daß sich dies nennenswert ändern würde, wenn es gelänge, geschlechtsneutrale Formen statt der maskulinen durchzusetzen, wenn offen ist, ob ein Mann oder eine Frau gemeint ist - also *er* in „jemand muß verrückt sein, wenn *er* das glaubt“ durch eine neutrale Form, vielleicht *es* oder wie auch immer zu ersetzen. Viele Sprachen haben ja eine solche neutrale Form, wie das Chinesische, und mir scheint dies sehr viel zweckmäßiger als die zwanghafte Art, nach der im Deutschen unentwegt Genusunterscheidungen gekennzeichnet werden müssen, ob der die Sprecher/in dies für wünschenswert hält oder nicht. Bloß: an der Sache ändert sich dadurch wenig. Wir lieben wohl zu glauben, daß ein sprachliches Mittel mehr ist als eine Anzeige, daß es unsere Denkweise prägt; solche Fälle mag es auch geben; aber dies ist eher ungewöhnlich, und die bislang angeführten Beispiele sind nicht sonderlich überzeugend. Aber dies ist ein anderer Mythos, dem wir hier nicht nachgehen wollen.

Auf der andern Seite: In den Mythen lebt es sich angenehm, und sie sind nur manchmal schädlich. Ich kann den Ärger vieler Frauen nachfühlen, die an dieser Asymmetrie Anstoß nehmen, und kann verstehen, daß sie es ändern wollen, es würde ja auch nichts schaden. Ich ärgere mich ebenso über dieses grauenhafte Deutsch, das man allenthalben liest, und versuche, Fremdwörter zu vermeiden, wo sie nicht nötig sind. Aber es ist wirklich belanglos.

Literatur

- Adelung, J.Ch.: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde*. Berlin 1806-1817.
Chomsky, N.: *The generative enterprise*. Dordrecht 1982.
Harweg, R.: „Stilistik und Textgrammatik“. In: *Uli* 2, 1972, H.5, S. 70-81.
Sternberger, D., Storz, G. und Süßkind, W. E.: *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*.
Hamburg 1957.
Vossler, K.: *Geist und Kultur in der Sprache*. München 1960 (erstmalig 1925).

*The language decay folly, and other myths**Summary*

The idea that language does not simply change but that this change is regularly to the worse is but a myth, for some a folly. Still, it is hard to evade the effects of this myth, as the linguist's and the layman's reaction to any deviance in the language used, not studied, shows. It is argued that the idea of language decay is just a minor component in a web of myths which influence our perception of language and speech and which, in particular, is still at the heart of modern linguistic theories, such as structuralism or transformational grammar.